

Das Wunderschwein

Autor(en): **Huber, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Behandeln Sie Ihren Gatten richtig?

VON WILHELM LICHTENBERG

Paulas Ehe mit Heinz war glücklich. Oh ja. Aber das ist ja das Wesen der glücklichen Ehen, daß sie immer noch viel glücklicher sein könnten. Oh ja.

Und Paula, der das nicht gerade beneidenswerte Schicksal zuteil geworden war, einen Schriftsteller zum Mann zu haben, empfind sehr richtig, daß es an allen Ecken und Enden ihrer glücklichen Ehe noch an dem und jenem mangle. Woran? An der Behandlung. Das heißt — mit der Behandlung, die ihr von seiten ihres Gatten zuteil wurde, hatte sie sich abgefunden. In einer glücklichen Ehe darf die Frau nicht allzuhohe Ansprüche stellen. Aber wie sie selbst ihren Gatten zu behandeln habe, darin dilettierte sie gewissermaßen noch. Sie tat das, was ihr jeweils der weibliche Instinkt eingab. Der weibliche Instinkt ist aber eine Sache von vorgestern; mit dem allerneuesten Komfort ist er noch nicht ausgestattet.

Und so blieb unsere liebe Paula eines Tages gebannt vor dem Schaufenster eines Buchladens stehen. Dort prangte nämlich ein grell gebundenes Büchlein mit dem Zaubertitel: «Behandeln Sie Ihren Gatten richtig? Anleitungen für Ehefrauen und solche, die es werden wollen.» Paula ging in den Laden und verlangte, rot bis in die Haarwurzeln, den Wegweiser ins Eheglück. Und daheim angekommen, begann sie zu lesen. Wenn das Büchlein auch von einem Anonymus verfaßt war — Adventus nannte er sich — schloß er Paula doch eine ganz neue Welt der Ehe auf. Und als sie die Lektüre in einem einzigen Zuge beendete hatte, wußte sie deutlich, daß sie ihren Gatten niemals richtig behandelt hatte.

Sie war zu gütig, zu nachgiebig, zu sanft, zu ergeben, zu wenig launenhaft gewesen. Denn dieser Adventus vertrat die Ansicht, daß Schattenfrauen niemals allzulange und ungestört das Glück der Ehe genießen. Nur die raffinierte, kapriziöse, schillernde Frau vermag ihren Gatten auf die Dauer zu fesseln. Und das war eben das Kostbare, das Unbezahlbare an dem Buch, daß es alphabetisch geordnete Anleitungen gab, wie es eine bürgerliche Frau anstellen könne, kapriziös und schillernd zu werden.

Nun, Paula, die sanfte Paula, studierte eifrig auf kapriziös. Und erst als sie den ganzen Stoff inne hatte, begann sie ihn praktisch zu erproben. Mit A begann sie: Abend. Im Büchlein stand: «Am Abend hat eine Frau schön zu sein. Denn der Abend mit seinem künstlichen Lichterglanz setzt jeder Frau die Krone ihrer Unwiderstehlichkeit auf. Aber diese Krone darf nicht unbemerkt im stillen Heim getragen werden. Nur auswärts, wenn der Gatte sieht, daß sich hunderte bewundernde Blicke auf die eigene Frau richten, wird er klar erkennen, was er besitzt.»

Paula wiegte sich also in den Hüften — das stand unter F: Faszination — und meinte zu Heinz: «Heute Abend gehen wir natürlich aus.» — «Ich denke nicht daran», erwiderte Heinz, der abends immer müde war, weil er tagsüber sehr viel mit seiner Unsterblichkeit zu tun hatte. — «Oh, wenn ich es wünsche!» brauste Paula, getreu den Weisungen der Seite 24, Uberschrift «Durchsetzen des eigenen Willens», auf. Und dann weinte sie nach Seite 32, versperrte sich in ihr Zimmer laut 4. Absatz des Kapitels III, bis Heinz wirklich nachgab.

Einige Tage später ging Paula zur dritten Lektion der richtigen Behandlung ihres Gatten über. Sie hatte den betreffenden Absatz wörtlich auswendig gelernt. Es handelte sich um eine neue Sommerausstattung. In der dritten Lektion stand: «Nur jene Frauen, die ihren Gatten entsprechende Geldausgaben zumuten, werden des nie erlahmenden Interesses ihres Ehepartners gewiß sein können. Billige Frauen arbeiten niemals in den Gedanken ihrer Männer. Wie ja überhaupt alles, was billig ist, von einer Menschheit, die es sich angewöhnt hat, in Preisen zu denken, bagatellisiert wird.» Sie forderte also eine neue Sommerausstattung. Heinz tobte, weil Schriftsteller mit dem Geld meist auf sehr gespanntem Fuße stehen. Aber Paula beharrte auf ihrer Forderung, siehe Anhang der dritten Lektion, ganz unten rechts. Und als Heinz noch immer standhaft blieb, bekam sie die Mißgrüne aus der vierten Lektion mit dem Untertitel: «Krankheit stimmt die Männer immer weich.» Auch Heinz wurde weich gestimmt, und die Sommerausstattung kam wie auf Engelflügeln zu Paula.

Nur einmal wußte sie nicht recht Bescheid. Sie hatte nämlich einen kleinen Flirt mit Richard begonnen, der ein Jugendfreund Heinzens war. Oh, nicht aus innerstem Bedürfnis flirtete sie mit Richard. In Wirklichkeit mochte sie ihn nicht ausstehen. Aber auf Seite 45 stand: «Eheliche Treue ist für den Weiterbestand einer Verbindung fürs Leben selbstverständlich unerlässlich. Aber diese Treue darf nicht in einen Zustand der Selbstverständlichkeit

ausarten. Niemals darf der Gatte das Gefühl haben, seine Ehe sei ein Safe, in dem die Gattin ohne Gefährden ruhe. Immer muß er fürchten, daß seine Ehe nur ein Balkonzimmer sei, in das jeder halbwegs geübte Kletterer ohne weiteres einbrechen könne.» Paula leuchtete diese Formulierung ein, sie baute ihrer Ehe einen bequemen Balkon vor und ließ die Türe für einen geübten Kletterer offen, der nur ganz zufällig eben jener Richard war. Eines Tages aber wünschte Heinz, daß sie den Verkehr mit Richard abbreche. Und Paula entdeckte plötzlich eine Lücke in ihrem Wissen. Sie erinnerte sich nicht, gelernt zu haben, wie sich die Gattin bei einer solchen Forderung zu verhalten habe.

«Einen Moment!» sagte sie und ging aus dem Zimmer, zu sich hinüber, wo das Büchlein sorgsam verschlossen in einer Truhe lag. Dort begann sie nervös zu blättern, weil ja der Gatte im Nebenzimmer auf ihren Bescheid wartete. Sie schlug den Buchstaben F auf — Flirt selbstverständlich —, aber dort stand nichts dergleichen. Sie studierte den Buchstaben E — Eifersucht —, fand aber nicht den geringsten Fingerzeig. Viel Zeit hatte sie leider nicht zur Verfügung, und so mußte sie die Entscheidung auf eigene Faust treffen: sie versprach Heinz tatsächlich, mit Richard nicht mehr zu flirten.

Aber das war wohl nicht im Sinne des Leitfadens für glückliche Ehen gewesen, weil Heinz nach dieser Entscheidung wieder sichtlich kühler wurde. Weshalb Paula das achte Kapitel in Angriff nahm: «Gelegentliche willkürliche Trennung von dem Ehepartner». Dort stand nämlich: «Der sicherste Besitz morderd die Freude an dem Besitz. Um ein Klavier zittert man nie, weil man weiß, daß es groß und schwer und unbeweglich ist. Kein Einbrecher kann es aus einer Wohnung forttransportieren, ohne Aufsehen zu erregen. Wollen Sie, gnädige Frau, in Ihrer Ehe die Rolle eines Klaviers spielen? Nein. Ihnen gebührt die Rolle eines kostbaren Juwels, von dem der Gatte nicht ohne weiteres annehmen kann, daß er es immer wieder an seinem gewohnten Platz vorfindet. Und deshalb trennen Sie sich zeitweilig von ihm. Tun Sie so, als ob Sie aus der Ehe flüchteten. Jeder Juweliendieb bringt die Menschen in Aufregung. Sie setzen Himmel und Hölle in Bewegung, um wieder in den Besitz des kostbaren Kleinods zu gelangen. Folglich wird auch Ihr

Gatte nicht ruhen, bis Sie wieder zu ihm zurückgekehrt sind.»

Paula bereitete deshalb im stillen alles zu ihrer Flucht vor. Aber gerade, als sie ihre Koffer einem Dienstmann übergeben wollte, kehrte Heinz heim. «Du verreisest?» fragte er erstaunt. Paula hatte die Antwort auf diese Frage wörtlich auswendig gelernt: «Nein! Ich verreise nicht. Ich verlasse dein Haus.» — «Warum?» — «Weil ich diese Schmach nicht länger ertrage.» — «Welche Schmach? Bist du verrückt geworden, Paula?» — «Oh nein! Nicht verrückt! (Der Dialog wickelte sich so ab, wie er auf Seite 51 vorgesehen war.) «Nicht verrückt! Ich besinne mich nur auf meine Frauenwürde. Weil ich diese Demütigungen nicht länger ertrage.» — «Ich demütige dich! Worin?» — «Im Tiefsten, was ich besitze: in meinem Recht aufs Leben.»

Jetzt aber wurde Heinz böse. Zum erstenmal, seit Paula ihn richtig behandelte. «Zum Donnerwetter, wird dieser Unsinn nicht bald ein Ende haben? Ich habe dich gewähren lassen, Paula, weil ich jeder Frau ein bißchen Verrücktheit zubillige. Aber was zu weit geht, geht zu weit! Was ist denn aus dir geworden? Was ist denn in meine engelsgute, geliebte Paula gefahren?»

Paulas richtige Behandlung ihres Gatten erwies sich eben doch nur als angeleimt. Ihre innerste Natur hatte sich ja immer gegen diese Bücherweisheit gestäubt. Und jetzt weinte sie. Aber nicht nach irgendeinem Kapitel weinte sie, sondern ganz ehrlich, so recht von innen heraus. Und dann gestand sie. Sie erzählte von ihren Zweifeln und von jenem Blick in das Schaufenster des Buchladens, von ihrem eifrigen Studium und von ihrem guten Willen, ihn, Heinz, endlich richtig zu behandeln, um ihre Ehe glücklich zu machen.

«Zeig mir das Buch!», sagte er heiser und mit hervorquellenden Augen. Sie brachte es ihm. Er las grimmig den Titel. Und das Pseudonym des Autors «Adventus».

«Wer dieser Adventus wohl sein mag?» fragte Paula wieder so nett und schüchtern, wie zur Zeit, als sie das Glück ihrer Ehe noch nicht auf wissenschaftlicher Basis aufgebaut hatte. «Weißt du es zufällig?»

«Ja, ich weiß es. Ich kenne diesen Adventus», zischte Heinz durch die Zähne. — «Wer ist es?» fragte Paula neugierig. Und Heinz antwortete: «Ich.»

Das Wunderschwein

EINE HUMORESKE NACH TATSACHEN

VON KONRAD HUBER

Frau Ilona Miksath, die hübsche, junge Gattin eines Gutsbesitzers in Ungarn, besaß neben dem Herzen ihres Gemahls auch ein Steckenpferd. Das heißt, genau betrachtet, war es kein Steckenpferd, sondern ein Schweinchen, um dessen Aufzucht sie sich mit dem schon fanatisch zu nennenden Eifer, ihrer in anderer Hinsicht leider noch nicht zur Blüte entfaltenen Mütterlichkeit bemühte. Zu Frau Ilonas Wonne fühlte sich ihr «Hans», wie sie ihr Kostkind, das Säulein, benannte, immer «sauwohl», behauptete grunzend; das wichtigste Rasseproblem sei schleunige Abkehr von der schlanken Linie und wälzte sich bald, verschönt durch deren Gegenteil, so graziös von einer Speckseite auf die andere, daß er die übrige Schweinebande im Gutshof weit übertrumpfte und sozusagen — ein Star unter Säuen ward.

Diese Liebhaberei seiner Ehegesponsin war aber keineswegs nach Herrn Miksaths Geschmack. Er nannte das Ganze bloß närrische Weiberlaune, witzelte und brumpte darüber beständig und würdigte auch den schönen Hans keins Blickes.

Begreiflich, wenn das Frau Ilona wurmte. Tagein, tagaus zerbrach sie sich den Kopf, auf welche Weise sie wohl den Gatten zwingen könnte, ihr Genie in der Wissenschaft Schweinezucht anzuerkennen. Da endlich schien ihre Stunde zu kommen. Eines Tages — sie schlürfte gerade den Morgenkaffee — setzte sie plötzlich die Tasse so jäh auf den Tisch, daß sich das braune Getränk auf

das blühweiße Linnen ergoß. Aber seltsamerweise störte das heute Frau Ilona nicht. Sie übersah es einfach und starrte nur wie verückt in ihr Zeitungsblatt. Denn — welch ein Glücksfall! — da stand es ja fett gedruckt — so fett, wie es just zu dem Anlaß paßte, daß soeben in Debreczin eine Mastviehausstellung begann. In Debreczin, der Hauptstadt des Schweinspecks! Dem Frauchen pochte das Herz wie am Hochzeitsmorgen, und in ihrem Innern jubelte es wie Siegesfanfaren.

Und ohne den Herrn Gemahl in ihr Vorhaben einzuweihen, eilte sie bald darauf in den Hof zum Gutsverwalter und beauftragte ihn, den Hans mit der Bahn zur Mastviehausstellung zu senden. Der Gutsinspektor ertrug in Geduld den auf ihn niederprasselnden Wortschwall besorgter Mahnungen, versprach getreue Erfüllung seiner Mission und ließ sogleich für Hans ein förmliches Schlafcoupé zimmern, damit er auf seiner Fahrt ins Glück des Komforts nicht entbehre. Dem Verwalter schien nun die Sache in Ordnung, und er schickte sich an, die appetitliche Fracht zu adressieren, als er sich auch schon wie toll auf die Glatze schlug und sie noch oben-drein zu kratzen begann. Kein Wunder natürlich: es hatte ihn was gebissen! Der glänzende Einfall nämlich, daß er auch nicht einen blassen Dunst davon hatte, wo diese Mastviehausstellung eigentlich stattfand. Frau Ilona hatte gerade das nicht erwäht, und sie jetzt noch zu fragen, scheute er sich. Denn, wenn er es tat, dann

(Fortsetzung Seite 27)

war die Blamage fertig! Teréméte! Welch unerhörter Fall: Ein Fachmann für Schweine- und Landwirtschaft, der absolut keine Ahnung hat von einer so hochkulturellen Zusammenkunft, von einem Kongreß so wichtiger Kapazitäten wie diese Mastviehausstellung zu... zu... zu... Hoppla! Jetzt hatte er's! — Teréméte, wie er auch das nur vergessen konnte! Die Gräfin von Nachbargut war doch ebenfalls zur Ausstellung gereist — nach Temesvar! Teréméte! Natürlich: — Te... mes... var!!! Wie der Speer Wotans fuhr sein Federkiel ins Tintenfaß und dirigierte dann Hans, den reisenden Schweinestar: — «An die löbliche Mastviehausstellung in Temesvar».

Der kam auch wohlbehalten dort an. Aber, o weh, war das eine Ueberraschung! Im ganzen Umkreis, so weit man in Temesvar blicken konnte, war von einer Mastviehausstellung auch nicht ein Schwänzlein zu sehen! Die Bahnbeamten wußten mit Hans natürlich nichts anzufangen. Da endlich ging einem von ihnen ein herrliches Licht auf. Es fiel ihm nämlich ein, daß in der Stadt gerade eine Vogelausstellung stattfand! Ein kühner und überaus kluger Gedanke! Drum hielt man es auch für klug, dort anzufahren, und siehe da, es stellte sich heraus, daß der in der Vogelschau etablierte Gastwirt gerade der Ankunft eines Subjektes harrte, dessen Schicksal es ist, als Schweinebraten zu enden. Und so wurde dem Manne die Sendung ausgeliefert. Das Ergebnis war, daß Hans in Temesvar den Weg alles Fleisches ging, indes seine Pflegmama im Vorgefühl der stolzen Triumphe schwelgte, die er — und damit auch sie selber — in Debreczin feiern würden.

Als aber schließlich Tag für Tag verrann, ohne ihr über Hans eine Kunde zu bringen, schrieb sie, von Sorge befallen, nach Debreczin: «Um alles in der Welt, was ist denn los? Wieso und warum kein Wort über Hans? Ich schließe kein Auge vor Angst um das Tierchen! Es wurde doch hoffentlich preisgekrönt!»

Im Begriffe, die Karte mit der Anschrift zu versehen, wurde Frau Miksath plötzlich vom Zweifel gepackt, ob ihre Urgenz auch an die richtige Stelle gelangen würde, sobald sie nur ganz allgemein schrieb: «An die Mastviehausstellung in Debreczin». Da fiel ihr ein, daß der Verwalter über den Titel der betreffenden Instanz informiert sein müsse, und sie schickte ihm die Karte zum adressieren. Kleinigkeit! Dieses Kunststück vollbrachte der Mann natürlich im Handumdrehen, indem er getreulich wie das erstmal «An die löbliche Mastviehausstellung in Temesvar» schrieb. So kam auch die Karte an die Vogelausstellung.

Dort gab es nun einiges Kopfzerbrechen, zumal man natürlich keinen Beleg dafür fand, daß die Ausstellung von einer Frau Miksath beschiedt worden war. Doch andererseits war auch die Buchhaltung nicht so tipptopp, daß die Ankunft der Sendung ganz sicher verneint werden konnte. Aber der Ausstellungsleiter war genial genug, um schließlich doch eine Lösung zu finden: Er klemmte mit Nachdruck den Kneifer auf die Nase, setzte seine imposanteste Amtsmiene auf und sprach so weise wie einst Salomo: «Nach der Lage der Dinge besteht kein Zweifel: — dieser besagte Hans ist ein Kanarienvogel! Sobald man die andern zurückstellen wird, muß der in Frage stehende übrigbleiben, so daß man ihn gleichfalls retournieren kann. Für den Augenblick aber ist es dringend geboten, der Dame eine beruhigende Antwort zu geben.» Der wichtige Akt wurde schleunigst abgefaßt, und die «beruhigende Antwort» zeigte folgenden Wortlaut:

«In Erledigung Ihres Geschätzten vom soundsovielten, bedauern wir lebhaft, Ihnen mitteilen zu müssen, daß unser Preisgericht sich nicht entschließen konnte, Ihren Hans durch eine Prämie auszuzeichnen. Doch gereicht es uns zu besonderem Vergnügen, sein Können gebührend hervorzuheben. Er singt sehr hübsch, und ganz erstaunlich gut gelingt ihm der lange Triller. Ansonsten ist er nett gehalten und erzogen und wird so jedem Salon zur Zierde gereichen. Vielleicht bietet ein späterer Anlaß usw., usw.»

Koloman Kélemen, Ausstellungsleiter.

Frau Ilona Miksath war einfach weg. In geharnischten Worten erwiderte sie, ihr Mastschwein sei zwar sicher sehr gepflegt, doch habe es nie gesungen oder getrillert und bedeute zumindest für ihren Salon keine Zierde. Sie sei auch keinesfalls geneigt, als Zielscheibe derart geschmackloser Witze zu dienen und verlange nun eine vernünftige Auskunft.

In Temesvar natürlich lange Gesichter. Dann wurde auch das von Frau Ilona länger. Der entzückende Briefwechsel währte noch einige Zeit, bis das Geheimnis der Schweinegeschichte Aufklärung fand. Frau Ilona war natürlich ganz fassungslos über das schändliche Ende ihres Wunderschweines. Sie fühlte sich gleichfalls förmlich abgeschlachtet. Aber nichtsdestoweniger war sie doch imstande, dem Verwalter nun selber was vorzusagen. Doch soll es kein schönes Lied gewesen sein. Ja, als sie schließlich Herrn Miksath die Sache gestand, soll sie noch obendrein vor Zorn getrillert, ihr Männchen aber gepiepst und zuletzt gar — gewiehert haben. Doch wie dem auch immer gewesen sein mag, das eine weiß man unbedingt sicher: Frau Ilona hat die Schweinezucht aufgegeben und betreibt nun jahraus, jahrein fanatische — Säuglingspflege.

Soll der Arzt die Wahrheit sagen?

VON DR. MED. JOSEF LÖBEL

«Wenn Sie etwas Ernsthaftes finden sollten, Herr Doktor, sagen Sie es bitte vor allem nicht dem Kranken: er ist so überaus sensibel, daß er die Wahrheit nicht ertragen könnte!»

Täglich wird dieses Ansinnen von einer Mutter, einem Vater, einem Gatten, einem Sohn und oft auch nur von einem guten Freunde gestellt, an denselben Arzt, der nur mit dem Hinweise auf die unerbittliche Wahrheit begründen kann, daß er von seinem Patienten schmerzliche Opfer fordern muß. Wie soll man von einem Tuberkulotiker die Aenderung seiner Beschäftigung, seiner Arbeiten, seiner Vergnügungen, die Aufgabe von Plänen, das Hinausschieben von Heiratsabsichten verlangen, wenn man auf den einzig einleuchtenden Grund dieser Forderungen verzichtet? Wie kann man jemandem, der über nichts anderes klagt als daß er nachmittags auffallend müde und schläfrig sei, eine strenge Diät auferlegen, die er durch Jahre einhalten soll? Nur wenn er erfährt, daß bei ihm die ersten Anfänge eines Nierenleidens entdeckt wurden, und daß dieses unheilbar wäre, ließe man es sich einnisten, wird er sich zu dem geforderten Regime bereit finden. Wer aber wird sich Entbehrungen auferlegen, ohne die Wahrheit zu kennen?

Und wer wird so dumm sein, sich auf die Dauer hinter Licht führen zu lassen? Der Kranke weiß nicht! Hat doch gerade er die Neigung und leider auch die Zeit, viel über sich nachzudenken, und sehr bald steigen in ihm jene Zweifel auf, die ärger und quälender sind als die schlimmste Gewißheit. Verheimlicht er seine Angst vor den Angehörigen, so ist das Ergebnis, daß die Krankenstube zu einem grauenvollen Theater wird, in welchem der Patient und seine Umgebung sich gegenseitig eine traurige und noch dazu erfolglose Komödie vorspielen. Und ihr Regisseur wäre der Arzt, der sich mit den Angehörigen verbündet hat, um den Patienten zu betrügen, um ihm gerade das vorzuenthalten, was dieser bei ihm gesucht hat!

Allerdings — «Was ist Wahrheit?» Hat schon Pilatus gefragt, ehe er hinging und sich die Hände wusch. Der Arzt kann sich nicht einfach die Hände waschen, wenigstens nicht in Unschuld, wenn er die Wahrheit nicht ganz scharf umgrenzt und auch nur ein Wörtchen zu viel gesagt hat. Der bekannte Münchener Professor Bumke hat einmal über «den Arzt als Ursache seelischer Störungen» geschrieben und verlangt, daß dieser nur das mitteile, was auch wirklich und zweifellos sicher ist. «Ich weiß z. B. nicht», so führt selbst dieser berühmte Nervenarzt aus, «ob ein Mann mit Pupillenstarre einer Paralyse und ob eine junge Frau mit einem leichten Kropf einem Basedow entgegengehen muß; viele Aerzte aber scheinen es genau zu wissen, denn man bekommt immer wieder Kranke und Angehörige zu Gesicht, denen man ähnliche Dinge eröffnet hat.»

Darum sage der Arzt stets nur, was er wirklich weiß, und stets nur, was der Kranke wirklich wissen muß. Namen von Krankheiten gehören... nicht dazu. Was hinter einem Namen sich birgt, ist keinerlei greifbare Gegenständlichkeit, und Kant hat zweifellos recht mit seinem Spotte, daß «viele Aerzte glauben, ihren Patienten sehr viel genützt zu haben, wenn sie ihrer Krankheit einen Namen geben». Meist haben sie ihnen viel geschadet, weil ein und derselbe Husten durch einen Namen bald zum harmlosen Zeichen einer einfachen Bronchitis oder aber zum ängstlich beobachteten Symptom eines Lungenspitzenkatarrhs wird. Die Worte Herzneurose, hoher Blutdruck, ja selbst Hysterie, unbedacht im Sprechzimmer gefallen, hatten doch oft böse Folgen als die ihnen zugrunde liegenden Krankheitszustände und gar jene Spielart des Mediziners, der mit möglichst viel lateinischen Bezeichnungen um sich wirft. Ich denke an eine Appendizitis, nur ist mir der Tumor zu wenig schmerzhaft, für einen Typhus ist das Fieber nicht hoch genug und vieles spricht auch für eine Cholecystitis», sagt er zur Pflugeschwester, ohne das angstverzerrte Gesicht zu bemerken, mit dem der Patient von ihm zu ihr blickt. Was immer aus der Sache wird, so kann er dann darauf stolz sein, daß er es gleich gesagt hat; darauf, was er in der Seele des Patienten angerichtet hat, kann er weniger stolz sein.

Diese Art von Wahrheit wird sehr treffend als «unmenschlich» bezeichnet, weil sie in der Tat ein Verleugern der Menschlichkeit ist, ein Ignorieren der verzwei-

felten Einsamkeit, aus der heraus ein zitterndes Geschöpf die Arme streckt nach Hilfe und Schutz. Auf der einen Seite soll dem Kranken alles an Schmerz und Schwere des Ertragens durch Einschläferungen und Narkosen abgenommen werden, auf der anderen Seite wird ihm aus Unverstand, aus Mangel, aus Vorsicht, aus falscher Wissenschaftlichkeit überflüssiges Leid aufgebürdet, namentlich wo man ihm sagt, was man nur vermutet, nur befürchtet. Wer aber könnte mehr als Vermutungen haben hinsichtlich der Zukunft, hinsichtlich des Ausganges einer Krankheit? Cholera und Pest töten immer nur einen Bruchteil der von ihnen Befallenen und die Mehrheit kommt mit dem Leben davon, so daß man selbst bei sicher unheilbaren Leiden kaum jemals mit absoluter Gewißheit voraussehen kann, wie eine Krankheit ausgeht. Wo nicht ganz besonders bezeichnende Verhältnisse vorliegen, die jedes Laienauge auch schon erkennt, dort gibt es keine tödliche Sicherheit, oder höchstens nur jene Sicherheit, die tödlich ist. Nur ganz, ganz selten stößt man auf Menschen, die jene Höhe erklimmen, von der aus gesehen das Leben wie ein in tiefen Fernen liegendes, verlassenes Land sich darbietet, die es überwunden haben und denen also die Aussicht auf seinen Verlust nichts schadet. Für alle anderen ist das Leben der Güter höchstes, so daß für sie das Wort Goethes gilt: «Wofür ich Allah höchlich danke? Daß er Leiden von Wissen trennt. Verzweifeln müßte jede Kranke, das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.»

Verzweiflung ist aber ein Gift, genau so wie Hoffnung ein Medikament ist. Der große amerikanische Internist Osler pflegte seinen Studenten zu sagen, das einzige Mittel, einen Krebskranken zwanzig Pfund zuzunehmen zu lassen, sei ein optimistischer Scherz; und so ist umgekehrt das sicherste Mittel, um einen schneller in die Grube zu bringen, ein schwarzseherischer Wahrheitsfanatiker. Wenn nach den neuesten Forschungen sogar eine Entzündung schneller heilt, sobald man den begleitenden Schmerz lindert — wie muß sich erst auf den kranken Leib die Milderung des höchsten seelischen Schmerzes auswirken, der Todesfurcht!

Darum muß es geradezu als Kunstfehler gelten, es ist nicht nur unmenschlich, sondern unärztlich, durch Mitteilung einer schlechten Prognose die stärksten Anreger der Genesung zu lähmen: den Willen zur Gesundung, das Vertrauen und die Hoffnung.

Und die Moral? Kommt sie nicht zu Schaden, wenn man nicht die Wahrheit spricht, oder wenigstens nicht voll und ganz? — Die Aerzte sind der Kranken wegen da und nicht die Kranken der Aerzte wegen, und darum gibt es für den Arzt nur eine Moral: den Kranken zu helfen! Er muß ihnen genau so viel oder genau so wenig Wahrheit geben, als für sie gut ist.

Haben Sie Talent zum Kriminalisten?

Lösung zu Fall 5: Einbruchdiebstahl

Die beiden Kriminalkommissare stellen folgende Ueberlegung an: Die Einbrecher müssen sich ziemlich lange in dem Salon aufgehalten haben. Es ist anzunehmen, daß von dem von den Kerzen herabtropfenden Stearin auch einige Tropfen auf die Kleider der Einbrecher gefallen sind.

Die beiden Kriminalkommissare machten sofort eine Razzia durch die Kneipen und Lokale der Unterwelt. Sie fanden auch in einem berüchtigten Lokal zwei ihnen längst bekannte Einbrecher, die in Gemütsruhe ihren Kaffee tranken und die beide Stearinflecken an ihren Kleidern hatten. Da sie auch noch Schokolade bei sich hatten, die einwandfrei aus der Villa gestohlen war, konnten sie überführt werden.

Das Verbrechen ist im Jahre 1931 in Oslo geschehen.